

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1922

222 (23.9.1922) Die Mußestunde

Für unsere Frauen

Die Stednadel

Von Anna Inßen

Ruth Karan, die Sekretärin des Hauses Wolf u. Sohn, war das Entzücken und der Gegenstand der Andeutung sämtlicher Angestellten des Hauses.

Der eine war verliebt in die großen Feueräder ihrer Augen, der andere schwärmte für ihre Goldhaar, der fand ihre Figur „einfach süß“, und jener liebte ihre schönen, weichen Hände.

Um so befremdlicher war es, daß Ruth alle Verehrer verschmähte, daß sie gar niemand erhörte, sondern in Unnahbarkeit einer Fürstin gleich, zur Rechten des Chefs thronte, gar fleißig schreibend.

Selbst der geistreiche Chef und sein eleganter Sohn schienen sich der Macht von Ruths Schönheit zu beugen. Sie behandelte Ruth mit ausgesuchter Höflichkeit.

Einen sehr hartnäckigen Verehrer hatte Ruth, der trotz wiederholter Absätze immer wieder versuchte, sich die Finger zu verbrennen. „Die Augen“, dachte er, „die Augen!“ Ja, die Augen lodten und lächelten, auch wenn Born und Grausamkeit um den Mund der schönen Ruth sich lagerten. — Herr Gustav, Ruths hartnäckiger Verehrer, hatte sich seit vorgemommen, dieses trohige Wächterin Mädchenherz zu erobern, koste es, was es wolle. Zwar die Klugheit Ruths war eine mächtige Gegnerin; aber er hatte so viel Siege schon erkostet, so viel!

Die Ruth Karan aber lachte im Stillen über den „Abboten“, wie sie fastlütig Herrn Gustav bezeichnete, obwohl sie keine Unterhaltung „interessant“ und seine Satire „höflich“ fand. Ueberhaupt hatte Herr Gustav — das war nicht zu leugnen — ein männlich-schönes Gesicht, üppiges, blondes Haar und Augen — etwas spöttische, blaue Augen.

Das alles reizte nur Ruths Mädchenbosheit. Unausförlisch fand sie an Herrn Gustav — wie an allen Männern — etwas zu tabeln. Sie würde sich niemals verlieben. Von Liebe stand nichts in ihrer fouveränen Mädchenseele. Ruth liebte es zu herrschen, nie aber wollte sie beherrscht sein. Ihre Erziehung — sie war eines wohlhabenden Kaufmanns jüngstes Töchterlein — hatte das so mit sich gebracht.

Herr Gustav hatte für Ruths Begriff etwas unausförlisch Befehlsabersicheres. Sie ärgerte sich über ihn und dachte: „Er ist eingebildet und meint, er könne alles.“

Dennoch wäre es „beinahe“ passiert, daß Herr Gustav die schöne Ruth erobert hätte. Und das war die Schuld einer Stednadel, einer ganz ordinären Stahlstedenadel.

Es war Angestelltenreit, und die Angestellten hielten Versammlung ab. Ruth mußte Protokoll führen und sah Herrn Gustav, der die Versammlung leitete, gegenüber.

Sin und her plänkelt in den Reihen das Wortspiel um Tagesfragen, Politik, Kunst, und zuletzt war das Wort da, wo es immer endete: Liebe!

Die junge Ruth Karan lachte: „Liebe!“ Der Hohn reizte Herrn Gustav: „Sie sind zu jung, um von Liebe zu reden!“ — „Aber Sie möchten doch gerne immer mit mir von Liebe reden, Herr Gustav?“ — „Sie sind eine Hege“, meinte Herr Gustav ein wenig verwirrt. — Ruth aber sagte, schnell bitter werdend: „Ich will auch nichts von Liebe berichten, denn ich bin mir zu schade, das Bezüglich von ein paar Tagen, Monaten oder Jahren zu sein. Ich arbeite, mehr brauche ich nicht!“ — „Ei, ei“, meinte Herr Gustav zweifelnd und sah so von ungefähr, wie Ruths schön gepflegte, weiche Hände verzweifelt ihren Wusensfragen zusammenhielt. Ihr war der Knopf abgesprungen und so war sie in einer sehr kritischen Verfassung. Die Männer um eine Nadel bitten? Sie haßte die Scherze, die dann folgen würden.

Siehe, da war plötzlich Herr Gustavs Hand vor ihr und steckte — nur von ihr bemerkt — eine Stednadel in das Tischstuch. Ruth wurde rot bis in die godenen Haarlocken hinein. So viel Zart- und Feinheit hatte sie Herrn Gustav nicht zugestaut, dem Mann mit den spöttischen Augen.

Groß sah sie ihn an, groß und faust. Da sah sie auch, wie läßlich er war. Das war natürlich schon die erste Stufe der Verliebtheit. —

Ruth begann zerstreut zu sein. Es kam vor, daß sie einen Brief ansicht nach Hamburg nach Berlin adressierte, und die Chefs schüttelten mißbilligend ihre weichen Häupter.

Im seidenen Futter ihrer Handtasche aber steckte wissend und triumphierend eine ganz gewöhnliche Stednadel.

Herr Gustav wußte selbst nicht, wie er plötzlich zu der Gansit der schönen Ruth kam. Er durfte sie nach Hause begleiten, und eines Tages folgte sie seiner Einladung ins Kaffee.

Er sprach wieder von Liebe und diesmal lächelte sie weich, verträumt. Und zärtlich öffnete sie ihre Handtasche und zärtlicher zeigte sie Herrn Gustav die Stednadel. Der sah und verstand nicht. Dann kam ihm ein langames Erinnern. Weil ihm der unüberhoffte Sieg zu Kopf gestiegen war, zeigte er sich ganz als der, der er war, und er lachte, von ihrer Nähe bezaubert: „Schließlich, liebste Ruth, ist doch deine Schönheit für alle, und die Stednadel sollte verfallen, weil deine Schöne nur mit allein gehören sollen.“

Er sprach hinein in ein erstarrtes, wenn auch lächelndes Gesicht. Nicht vornehme Zärtlichkeit hatte ihr die Stednadel gegeben, nein, krasser Mannesegoismus. —

Ruth Karan war geheilt, in einer Minute geheilt, geheilt von ihrer Verliebtheit in Herrn Gustav, der bis heute nicht begreift, wer oder was ihm den Siegespreis genommen hat.

Ruth Karan aber thront mit lodenden Augen und kaltem Mund zur Rechten des Chefs, adressiert die Briefe richtig und ist der Gegenstand der Anbetung des ganzen Hauses.

Räselecke

Wilder-Räffel



Arithmetische Aufgabe

Weinhändler Rantischer gopfte von einem Fasse Wein vier Liter ab und goh dafür ebensoviel Wasser hinein. Von diesem gewässerten Weine nahm er wieder 4 Liter und ersetzte sie nochmals mit Wasser. Dann tat er daselbe zum dritten Mal und fand nun, daß 2/3 Liter mehr Wasser als Wein im Fasse war. Wieviel Wein war zuerst im Fasse?

Anscheit-Räffel

Den Wörtern: Nebmarke, Nudud, Nachen sind drei Buchstaben auszuschalten. Sind es die richtigen, so nennen die ausgeschalteten Buchstaben ein Gebäd.

Auflösungen der Räffel in der Nummer der 37. Woche

Führer-Räffel: Fabelio, Bienzi, Aphigenie, Eurpanho, Don Juan, Vida = Frieda.

Besucharten-Räffel: Bierstellner.

Buchstaben-Räffel: Küge, Krüge, Mügen.

Räffel: Ulme, Alm.

Wichtige Lösungen fanden ein: Verta und Walter Schalk, Franz Nepple, Fritz Gerbert, Karlsruhe; Variel Kunz, Wufenbach.

Wiß und Humor

Im Verlag Pareus u. Co., München, gab Dr. A. Dreher ein Büchlein: „Altmünchen im Spiegel des Humors“, heraus, das in Wort und Bild ein gut Stück Lokalgeschichte enthält. Hier eine Probe aus dem Büchlein:

Heilige Einfalt

Einige Landleute hatten beim König von Bayern Audienz. Als ihren Wünschen augenblicke Gewährung zugesagt worden war, riefen sie: „Unser König ist halt brav, das haben wir gleich gesagt; aber noch etwas hätten wir halt auf dem Herzen.“

König: „Nun, was denn?“

Ein Bauer: „Ja, eine Republik hätten wir halt so gern!“

König: „Republik! Dann müßt ihr mich ja fortjücken!“

Die Bauern: „Warum net gar? In fernem König befallen wir; wir geb'n ihn uns Leben net her; aber daneben möchten wir eine Republik — nur daß die Steuern wegfall'n.“

(„Münchener Punsch“ 1848, Nr. 13)

Die Kunststunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

38. Woche

Karlsruhe, den 23. September

1922

Wenn die Aepfel reif sind

Novelle von Theodor Storm

Es war mitten in der Nacht. Hinter den Linden, die längs dem Planzenzaun des Gartens standen, kam eben der Mond herauf und leuchtete durch die Spitzen der Obstbäume und drüben auf die Hinterwand des Hauses, bis hinunter auf den schmalen Steinhof, der durch ein Stafet vom Garten getrennt war, die weichen Vorhänge hinter den niedrigen Fensterchen waren ganz von seinem Licht beschienen. Mitunter war es, als griffe eine kleine Hand hindurch und zöge sie heimlich auseinander; einmal sogar lehnte die Gestalt eines Mädchens an die Fensterbank. Sie hatte ein weißes Tüchlein unters Kinn geknotet und hielt eine kleine Damenuhr gegen das Mondlicht, auf der sie das Rücken des Weisers aufmerksam zu betrachten schien. Draußen vom Kirchturm schlug es eben drei Viertel.

Unten zwischen den Rücken des Gartens auf den Steigen und Rasenplätzen war es dunkel und still. Nur der Marder, der in den Freischen sah, schmauchte bei seiner Mahlzeit und fragte mit den Klauen in die Baumrinde. Möglich hob er die Schnauze. Es ruckte etwas draußen an der Hand; ein hieser Kopf guckte herüber. Der Marder sprang mit einem Satz zu Boden und verschwand zwischen den Säulen; von drüben aber kletterte ein unterlegter Junge langsam in den Garten hinab.

Dem Zwischenbaum gegenüber, unweit der Planke, stand ein nicht gar hoher Aepfelbaum. Die Aepfel waren gerade reif, die Zweige brachen voll. Der Junge mußte ihn schon kennen, denn er grinste und nickte ihm zu, während er auf den Füßspitzen an allen Seiten um ihn herumging; dann, nachdem er einige Augenblicke stillgestanden und gelauscht hatte, band er sich einen großen Sack vom Leibe und fing bedächtig an zu klettern. Bald knickte es droben zwischen den Zweigen, und die Aepfel fielen in den Sack, einer um den andern in kurzen regelrechten Pausen.

Zwischendrin geschah es, daß ein Aepfel nebenbei zur Erde fiel und ein paar Schritte weiter ins Gebüsch rollte, wo ganz versteckt eine Bank vor einem feinem Gartentisch stand. An diesem Tisch aber — und das hatte der Junge nicht bedacht — sah ein junger Mann mit ausgefülltem Arm und gänzlich regungslos. Als der Aepfel seine Füße berührte, sprang er erschrocken auf; einen Augenblick später trat er vorsichtig auf den Steig hinaus. Da sah er droben, wohin der Mond schien, einen Zweig mit roten Aepfeln, inwendig erst und bald immer heftiger hin und her schaukeln. Eine Hand fuhr in den Mondschein hinauf und verschwand gleich darauf wieder samt einem Aepfel in den tiefen Schatten der Blätter.

Der Untenstehende schlich sich leise unter den Baum und gewahrte nun endlich auch den Jungen wie eine große schwarze Raupe um den Stamm herumhängen. Ob er ein Jäger war, ist keines kleinen Schmirrbartes und seines angeschweiften Jagdrocks unerachtet schwer zu sagen: in diesem Augenblick aber mußte ihn so etwas wie ein Jagdhieber überkommen, denn atemlos, als habe er die halbe Nacht hier nur gewartet, um den Jungen in dem Aepfelbaum zu fangen, griff er durch die Zweige und legte leise aber fest seine Hand um den Stiel, welcher wehlos an dem Stamme herunterhing. Der Stiel wackte, das Aepfelflächen droben hörte auf; aber kein Wort wurde gewechselt. Der Junge zog, der Jäger sahte nach. So ging es eine ganze Weile. Endlich legte sich der Junge aufs Bitten:

„Lieber Herr!“

„Spickbubel!“

„Den ganzen Sommer haben sie über den Baum gequakt!“

„Warte nur, ich werde dir einen Denzettel machen!“ Und dabei griff er in die Höhe und packte den Jungen in den Kosenpiegel. „Was das für ein derbes Zeug ist!“ sagte er.

„Manche, lieber Herr!“

Der Jäger zog ein Messer aus der Tasche und suchte mit der freien Hand eine Klinge aufzumachen. Als der Junge das Einschneiden der Feder hörte, machte er Instalten, hinaufzuklettern. Allein der andere wehrte ihm:

„Weißt nur,“ sagte er, „du hängst mir eben recht!“

Der Junge schien gänzlich wie verlesen. „Herrjentine!“ sagte er. „Es sind des Meisters Feine! — Haben Sie denn gar kein Stöckchen, lieber Herr? Sie könnten es mit mir allein abmachen! Es ist mehr Blätter dabei; es ist eine Motion; der Meister sagt, es ist so aut wie Spagierereiten!“

„Aber — der Jäger schnitt. Der Junge, als er das kalte Messer so dicht an seinem Fleisch herumterkleiden fühlte, ließ den vollen Sack zur Erde fallen, der andere aber steckte den ausgeschweiften Rücken sorgfältig in die Westentasche. „Nun kommst du allenfalls herunter!“ sagte er.

Er erhielt keine Antwort. Ein Augenblick nach dem andern verging; aber der Junge kam nicht. Von seiner Höhe hatte er plötzlich, während ihm von unten her das Leid geschah, im Hause drüben das schmale Fensterchen sich öffnen sehen. Ein kleiner Fuß streckte sich heraus — der Junge sah den weißen Strumpf im Mondschein leuchten — und bald stand ein vollständiges Mädchen draußen auf dem Steinhof. Ein Weisden hielt sie mit der Hand den offenen Fensterflügel, dann ging sie langsam an das Fördrchen des Stafetenzauns und lehnte sich mit halbem Leibe in den dunkeln Garten hinaus.

Der Junge reckte sich fast den Hals aus, um das alles zu betrachten. Dabei schienen ihm allerlei Gedanken zu kommen; denn er verzog den Mund bis an die Ohren und stellte sich breitfüßig auf zwei gegenüberstehende Kiste, während er mit der einen Hand das beschädigte Kleidungsstück zusammenhielt.

„Nun, wird's bald?“ fragte der andere.

„Es wird schon,“ sagte der Junge.

„So komm herunter!“

„Es ist nur,“ erwiderte der Junge und biß in einen Aepfel, daß der Jäger es unten knirsch hörte, „es ist nur, daß ich lust ein Schuster bin!“

„Was denn, wenn du kein Schuster wärst?“

„Wenn ich ein Schneider wäre, würde ich mir das Loch von selber flicken.“ Und er fuhr fort, seinen Aepfel zu verspeisen.

Der junge Mann suchte in seiner Tasche nach kleiner Münze, aber er fand nur einen harten Doppeltaler. Schon wollte er die Hand zurückziehen, als er unten her ganz deutlich ein Klirren an der Gartentür vernahm. Auf dem Kirchturm drüben schlug es eben zwölf. — Er fuhr zusammen. „Dummkopf!“ murmelte er und schlug sich vor die Stirn. Dann griff er wieder in die Tasche und sagte sanft:

„Du bist wohl armer Leute Kind?“

„Sie wissen schon,“ sagte der Junge, „s wird alles sauer werden.“

Schriftleiter: Hermann Winter, Rud und Verica von Wed u. Cie.; beide in Karlsruhe, Lützenstraße 24.

"So fang und laß dir sitzen!" Damit warf er das Geldstück zu ihm hinauf. Der Junge griff zu, wandte es prüfend im Mondschein hin und her und hob es schmunzelnd in die Tasche.

Draußen auf dem langen Stege, an dem der Apfelbaum in den Rabatten stand, wurden kleine Schritte vernehmlich und das Klackeln eines Kleides auf dem Sande. Der Jäger biß sich in die Lippen; er wollte den Jungen mit Gewalt herunterreißen; der aber sog sorgsam die Weine in die Höhe, eins ums andere; es war bergeliche Mühle. "Hörst du nicht?" fragte er leuchtend. "Du kannst nun gehen!"

"Freilich," jagte der Junge, "wenn ich den Saft nur hätte!"
"Den Saft?"
"Er ist mir vorher hinabgefallen."
"Was geht das mich an?"
"Nun, lieber Herr, Sie stehen jaft da unten!"
Der andere bückte sich nach dem Saft, hob ihn ein Stück vom Boden und ließ ihn wieder fallen.

"Werfen Sie dreißig Gul!" jagte der Junge, "ich werde schon fangen."
Der Jäger trat einen verweifelnden Blick in den Baum hinauf, wo die dunkle, unterste Gestalt zwischen den Zweigen stand, sperbeinig und bewegungslos. Als aber draußen die kleinen Schritte in kurzen Rausen immer näher kamen, trat er hastig auf den Steig hinaus.

Ehe er sich verlor, hing ein Mädchen an seinem Galse. "Um Gottes Willen!" Er hielt ihr den Mund zu und zeigte in den Baum hinauf. Sie sah ihn mit verdutzten Augen an; aber er achtete nicht darauf, sondern schob sie mit beiden Händen ins Gebüsch.

"Junge, vermaledeiter! — Aber daß du mir nicht wiederkommst!" Und er erwogte den kühneren Saft am Boden und hob ihn lächelnd in den Baum hinauf.

"Ja, ja!" jagte der Junge, indem er dem anderen beifällig seine Würde aus den Händen nahm, "das sind von den roten, die fallen ins Gebüsch!" Hierauf zog er ein Endlos Bindfaden aus der Tasche und schnürte es eine Spanne oberhalb der Weste um den Saft, während er mit den Fingern die Zipfel desselben angezogen hielt; dann lud er ihn auf seine Schulter, sorgsam und reuelrecht, so daß die Last gleichmäßig auf Brust und Rücken verteilt wurde. Als dieses Geschäft zu seiner Zufriedenheit beendet war, sagte er einen ihm zu Häubten ragenden Akt und schüttelte ihn mit beiden Fäusten. "Diebe in den Westeln!" schrie er, und nach allen Seiten hin rasselten die reifen Früchte durch die Zweige.

Unter ihm rauschte es in den Büschen, eine Mädchenstimme kreischte, die Gartenpforte klirrte, und als der Junge noch einmal den Hals ausstreckte, sah er jenseits das kleine Fenster aufklappen und den weißen Strumpf darin verschwinden.

Einen Augenblick später sah er rittlings auf der Gartenpforte und lugte den Weg entlang, wo sein neuer Bekannter mit langen Weinen in den Mondschein hinauslief. Dabei griff er in die Tasche, befestigte seine Silbermünze und lachte so ingrimmig in sich hinein, daß ihm die Weste auf dem Buckel tanzte. Endlich, als schon die ganze Hausgenossenschaft mit Stöcken und Laternen im Garten umherirrte, ließ er sich lautlos an der anderen Seite hinuntergleiten und schlenderte über den Weg in den Nachbargarten, allwo er zu Hause war.

Hauptmann, Der „Klarier“

Die bürgerlichen Literaturhistoriker sind durchweg verständnislos an der Quelle des deutschen Volkslebens vorübergegangen, aus der die ersten richtungweisenden Dramen Gerhart Hauptmanns geflossen sind. Der im deutschen Arbeiterleben feltunregelmäßige Konrad Haenisch hat das Klauende dieser Quelle sehr deutlich vernommen und in seinem lebendig geschriebenen Werke: „Gerhart Hauptmann und das deutsche Volk“ (Verlag Buchhandlung Vorwärts, Berlin) mit überzeugender Kraft nachgewiesen, daß die Blüthezeit des deutschen Naturalismus zeitlich mit den großen Gremialtagen der deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung zusammenfallen. Junge sozialistische Intellektuelle und re-

nige sozialistische Führer sind direkt in die Werke des deutschen Naturalismus übergegangen. Der Ruf nach Naturwahrheit, der so mächtig in der jungen deutschen Literatur von 1886—1896 erklingt, findet ein lebendiges Echo vor allem in der sozialistischen Arbeiterpartei, die ja auch zur Trägerin der großen, das kapitalistische Theater umgestaltenden Volksbühnenbewegung wird. Hauptmann ist ein idealer, gutkunstfertiger „Klarier“ gewesen, der in enger Verbindung mit Breslauer Genossen dem Volk einen Weg aus materieller und geistiger Knechtschaft weisen wollte. Ueber diesen „Klarier“ schreibt Konrad Haenisch:

Von Breslau nach Jena! Hier studierte Bruder Carl die Naturwissenschaften. Den Bemühungen seiner Breslauer Lehrer Gaertel und Marshall gelang es durchzusetzen, daß Gerhart auch ohne das Reifezeugnis als Student der Geschichte in die Risten der Hochschule eingetragen wurde, an der ein in anderer deutscher Dichter, Friedrich Schiller, Lehrer der Geschichtswissenschaften gewesen war. Aber Gerhart belegte nur eine einzige geschichtliche Vorlesung, über die französische Revolution. Weit mehr zog es den jungen Studenten, wohl unter dem Einfluß Carls, zur Naturwissenschaft hin. Schon als Knabe hatte er aus Vaters Bücherregal die Werke der Brüder Humboldt verschlungen und hörte nun in Jena mit brennender Anteilnahme, was Ernst Haeckel, der große Schüler Darwin's, von den ehernen Entwicklungsgeetzen der Natur seiner andächtigen Jünger zu sagen hatte. Auch Vorlesungen über Pflanzenlehre hörte Hauptmann, kunstgeschichtliche Vorlesungen über die Ausgrabungen von Pompeji; daneben besuchte er auch einige philosophische Kollegien, unter anderen das Rudolf Eucken's. Man sieht: eine bunte Speisekarte! Dazu traten private volkswirtschaftliche Studien, besonders die Lektüre der Werke Karl Marxens.

So kommt Hauptmann in dieser Jenaer Zeit immer tiefer in zwei Welten hinein, deren Hauch ihn auch in der letzten Breslauer Zeit schon stark berührt hatte; die eine Welt ist die Naturwissenschaft, die ihm sowohl Erkennen der Naturgesetze im eigentlichen Sinne, auch der im Leben des Menschen waltenden, bedeutete, wie eine machtvolle Empfindung für die Allseitigkeit der Natur im Sinne Goethes. Die andere Welt ist die der großen sozialen Frage des Zeitalters. Nimmt man dazu die sehr jugendliche Reigung zur heidnisch-lebensfrohen Welt der Alten, die durch das Bildhauern in Hauptmann geweckt war und die jetzt durch die pompejanischen Vorlesungen vertieft wurde, das bildhafte Schauen, und endlich, doch gewiß nicht zuletzt, die allem Dogmenwesen fremde aber gerade darum nur um so tiefer religiöse Gemüthsstimmung, die zuerst die in seiner Natur schlummernde Fähigkeit zum Wittern des fremden Leidens geweckt hatte, so sind, glaube ich, hiermit schon die Grundstoffe gekennzeichnet, die teils in ihrer seltsamen Mischung, teils in ihrem Widerstreit Hauptmanns Wesen als Dichter ausmachen.

Und damit haben wir auch die richtige Einstellung gewonnen zu einem Zwischenpiel im Leben des Dichters, das nur äußerlich ein Zwischenpiel gewesen ist. Für die innere Entwicklung des Webersichters hat es mehr bedeutet. Da von dieser Episode in den bekannten Büchern über Hauptmann überhand nicht und in der sonstigen Hauptmannliteratur höchstens einmal in einem flüchtigen Nebenatz die Rede ist, so möchte ich hier etwas ausführlicher von ihr sprechen. Zumal sie bei dem Lesereifer gerade dieses Buches lebhafter Anteilnahme gewiß ist!

Das Zwischenpiel geht in seinen Auswicklungen über Jena hin — seine Fäden spinnen sich von Breslau und her freundschaftlich, die Hauptmann dort mit Alfred Bloch und Simon Schöf, nach Jena hinüber und dann wieder nach Breslau zurück.

Es sind die Tage des Sozialistengesetzes. Die Verfolgung der Sozialdemokratie durch die herrschenden Gewalten hat ihren Höhepunkt erreicht. Jedes Eintritt in die verbotene Partei der Arbeiter ist von strenger Strafe bedroht. Neue Freunde aus bürgerlichen und akademischen Kreisen haben der Bewegung ihren Rücken gekehrt. Hier und dort aber schließen sich auch jetzt und gerade jetzt in den deutschen Hochschulen junge Männer zusammen, die sich mit einem trohigen: Nun erbt recht! auf die Seite der Verachteten stellen.

Derartige Gruppen tapferer junger Reiter vom Geiste finden wir z. B. in Königsberg, Berlin und Leipzig — ein ähnllicher Kreis war es auch, der sich erst in Breslau, dann in Jena, hier als Sondergruppe des akademisch-naturwissenschaftlichen Vereins um Carl und Gerhart Hauptmann zusammenschloß. Alfred Bloch gehörte ihm an und Heinrich Lux, der vielen unter meinen älteren Lesern als Redakteur und als Verfasser des um 1890 herum erschienenen ausgezeichneten sozialpolitischen Handbuchs in Erinnerung sein wird. Auch der früher schon genannte Dr. F. W. Simon war Mitglied dieses Kreises, der spätere treffliche Arzt und Biologe, manchen Leserinnen bekannt als Autor des wertvollen Buches „Die Gesundheitspflege des Weibes“.

In diesem Kreise wurden besonders eifrig die Schriften der großen sozialistischen Utopisten gelesen: mit lebhafter Anteil-

nahme verfolgte man die Geschichte sozialistischer Kolonialpläne und die Gerhart Hauptmann selbst, wie er mir mittelst, schon seit dem Jahre 1870 innerlich stark bewegt hatte. Vor allem war es die nach den Gebanten Gobets, des französischen Utopisten, in Amerika erfolgte Gründung der sozialistischen Siedlung Klarien, die die Einbildungskraft der jungen Leute immer wieder beschäftigte.

Lesen wir uns durch einen von ihnen selbst, durch Heinrich Lux, etwas von diesem Kreise und von seinem Streben erzählen:

Wir wollten eine neue Gesellschaft auf der Basis des wissenschaftlichen Sozialismus auf freier Erde begründen. Marx hatte uns nur aufgereizt, aber nicht belehrt, und so gründeten wir allen Erstes eine „Gesellschaft Klarien“, die die Bedingungen für die praktische Durchführung des Sozialismus in den Vereinigten Staaten von Amerika unterzuden sollte.

Eine bunte zusammengewürfelte Gesellschaft, diese neuen Klarien. An der Spitze stand Alfred Bloch, der bekannte Massenorganisator. Gerhart Hauptmann, damals noch Bildhauer und mit dem Entschluß eingehend, ob er Schenkspieler oder Dichter werden sollte, war unser dichterischer Lehrer und begeisterte uns durch seine Vorträge. Carl Hauptmann, der Philosoph, ferner ein Botaniker, ein Fortmann, ein Vater, ein Nationalökonom, der Sohn eines bekannten Breslauer Bankiers, ein Student der Medizin, ein verlässlicher Bauer, Dr. Simon, der Biologe, und ich selbst, damals Student der Mathematik, bildeten die Truppen. Keiner von uns gehörte damals der Partei an, und so sicher waren wir mit unseren utopistischen Bestrebungen dem Sozialistengesetz nicht ins Geleise zu kommen, daß wir unsere Gesellschaft mit allen unseren Mitgliedern sogar der Polizei anmeldeten.

Mit unseren kühnen Mitteln rüsteten wir den unabhängigen unserer Kreise aus und sandten ihn über das große Meer. Zunächst sollte er den Rest der übriggebliebenen Klarien aufsuchen, um dort seine praktischen ökonomischen Studien zu beginnen. Dann wollten wir anderen, die inwärtigen eine eifrige Arbeitstätigkeit entfalten und nach eigener Wissenschaft aufspiechern, um als fertige Männer den Urtroben eines freien Landes beackern zu können, alle unserm Pionier folgen.

Die neue Gesellschaft sollte erstehen, ohne die Schladen der alten als unnützes Ballast mit sich zu schleppen. Die ökonomische Bauer, die den Kapitalismus und die alte Gesellschaft umgab, die machte uns wenig Sorge. Wir würden sie schon einreihen oder überbrücken. An Geld fehlte es uns ja nicht und auch nicht an hoffnungsvoller Futurität.

Die ersten Berichte unserer Pioniere lauteten auch zuverlässig. Land würden wir an einer der großen transamerikanischen Bahnen schon unentgeltlich erhalten; mit feinen Erträgen würden wir weiterbauen; an den Erträgen aber sollte es nicht fehlen, gähle doch ein Bauer und ein Hörer der Landwirtschaftlichen Hochschule zu unserm Kreise, die das Ackerbauprogramm schon in Ordnung halten würden, zumal der Landwirtschaft sich unser Wunsch auch als Geometer ausgebildete. Woran könnte es uns denn sonst noch fehlen!

Aber schon der zweite amerikanische Bericht unseres Freundes lautete weniger optimistisch. Er war inzwischen bei den Klarien angelangt. Er sah mit eigenen Augen das klägliche Leben, das die Adepten Gobets zu führen gezwungen waren. Er sah, wie die harte Arbeit für das Morgen ihnen das Heute elend verführte, wie sie in der grauen Alltagsnot wieder Freude fanden, noch die Freiheit empfanden, unter deren Fahne sie sich zusammengeschlossen hatten.

Und dann kam lange kein weiterer Bericht; auf einmal aber ein Telegramm aus New-York: „Bin Sonntag in Breslau.“ — Wie wichtig damals dies nächste Telegramm auf uns! Simon fluchte auf den „felsen Kneifer“. Sofort sollten nach seinem Wunsch neue Mittel zusammengedrückt werden, und ich sollte die verlassene Arbeit energisch wieder aufnehmen. — Es war eine trübselige Sitzung, als unser Pionier seine Dialektik einbrachte. Die eigene Erfahrung hatte ihm Dialektik eingepaukt, und nun paukte er sie uns ein. Aus der Lektüre des kommunistischen Manifestes hätten wir um einen geringeren Kaufpreis die gleiche Weisheit schöpfen können.

Soweit Lux. Die jüngeren Leser werden es kaum für möglich halten, welches Nachspiel die aus reinstem Streben geborene Jugendtotheit dieses sozialistischen Kolonialplans nach Jahre und Tag noch für einige der Beteiligten haben sollte. Sie führte nämlich — zu einem echten und rechten Gethem und d-prozess und zu schweren Gefängnisstrafen! Hören wir auch darüber Heinrich Lux:

Die klärischen Pläne unserer Köpfe waren der Breslauer Polizei gefährlich genug erschienen, um darauf den großen Geheimbundprozess vom Jahre 1887 aufzubauen. Und die Justiz arbeitete unter Freytag unfeigen Angebens prompt, wenn auch nicht gerade schnell. Die einen traf sie mit harten Gefäng-

nisstrafen und noch härterer Untersuchungshaft, die anderen wurden verurteilt. In Jülich fanden sich dann wieder die meisten der Klarien (unter ihnen auch Gerhart Hauptmann) zusammen. Freilich, von der Jugendzeit sprachen wir nicht mehr; nun galt uns nur noch der Kampf in der Partei, Schulter an Schulter mit dem ringenden Proletariat. Zu der Schwere beendeten wir denn auch alle, die von den klärischen Utopisten verurteilt worden waren, unsere Studien.

Einer kurz nach dem Prozeß, im Jahre 1889, von unbefugter sozialistischer Seite niedergelegener Darstellung möchte ich schließlich noch dies entnehmen: ... Besondere Erwähnung verdient das unterm 15. Dezember 1888 vom Senat der Universität Breslau über den Kandidaten der Mathematik S. Lux verhängte consilium abeundi (Verweisung von der Hochschule). Lux war am 17. November 1887 wegen angeblicher Teilnahme an einer „geheimen Verbindung“ vom Landgericht Breslau nach neumontlicher Untersuchungshaft, von der auch nicht ein Tag angerechnet wurde, zu einem Jahre Gefängnis verurteilt worden.

Was war nun sein „Verbrechen“ gewesen? Lux hatte mit den bekannten Genossen in Breslau verkehrt und war im Besitze sozialistischer Schriften. Außerdem aber hatte er mit einigen gleichgesinnten Kommilitonen einer jüdischen Verbindung „Pacifist“ — auf deutsch: „Friedlich“ — angehört, die sich mit allerhand überschwänglichen, aber durchaus ungefählichen Dingen beschäftigte (so planten die jungen Leute allen Erstes die Gründung einer humanitären Kolonie in Amerika!), irgend ein wirkliches Vergehen gegen strafrechtliche Bestimmungen war ihm jedoch nicht nachgewiesen. Seine Verurteilung erfolgte wie die seiner Mitangeklagten — die Studenten Lux, Markus und Stapsromisch bildeten eine besondere Gruppe in dem Breslauer Moutier-Geheimbund-Prozess, der im ganzen gegen 88 Personen im öffentlichen Interesse hinter verschlossenen Türen geführt wurde — auf bloße „Annahme“ und Debatte hin wie die, die Angeklagten haben zwar selbst kein Verbrechen begangen, aber ihre Tätigkeit war geeignet, Stimmung dafür zu schaffen, also sind sie zu bestrafen. Der Prozeß war in jeder Hinsicht ein Tendenzprozeß gewesen, bei den exorbitanten Strafen, die über die Studenten verhängt wurden, trat dieser Charakter aber besonders hervor: sie entpanden einzig und allein dem Bestreben, ein abschreckendes Beispiel zu statuieren.

Gerhart Hauptmann hat nicht zu den Angeklagten dieses tollen Prozesses gehört, obwohl er ebenso „schuldig“ und „unschuldig“ war wie seine Freunde. Aber eine Vernehmung vor dem Untersuchungsrichter ist, wie der Dichter mir erzählte, auch ihm nicht erspart geblieben. Als der Herr ihn fragte, von wem er eigentlich seine politischen und sozialen Ansichten bezogen habe, war die Antwort des jungen Dichters: „Ich pflege mir meine Ueberzeugung selbst zu bilden.“

Gäßen Untersuchungsrichter und Staatsanwalt gekniff, daß bereits acht Jahre zuvor, nicht im Kreise der Klarien, den es damals noch gar nicht gab, wohl aber unter den jungen 18—20jährigen Breslauer Kunstschülern höchst phantastische Pläne geschmiedet worden waren, wie man von Breslau aus des damals allmächtigen Bismarck Blut- und Eisenregiment durch einen kühnen Handreich überwältigen konnte: ich glaube, den Herren hätten die Haare zu Berge gestanden, und sie hätten ob dieser jugendlichen Utopiepläne auch unsern Dichter nachträglich noch auf Monate und Jahre hinter schwebende Gardinen gesperrt. ...

Mit den Kameraden aus der Klariereit hat Hauptmann Freundschaft fürs Leben verbunden. Besonders mit Simon, dessen Hochzeit mit Frida Bebel er fröhlich mitfeierete. Seit dieser Zeit kannte und schätzte er auch August Bebel ebenso hoch, wie dieser den Dichter schätzte.

Politisch organisierter Sozialdemokrat ist Hauptmann bei alledem niemals gewesen. Seine ganze Natur ist zwar gewiß nicht unpolitisch, wohl aber festen programmatischen Bindungen und dem wilden Hin und Her der Tageskämpfe abhold. Doch erinnere ich mich noch lebhaft des Enttäuschungsgefühls, das einige realistische Zeitungen erhoben, als in den neunziger Jahren der damals schon weithin berühmte Dichter bei irgend einer öffentlichen Wahl, mag es nun eine Gemeinderats- oder eine Landtagswahl gewesen sein, der auch zu jener Zeit noch gesellschaftlich und politisch geachteten Parteil der Arbeiter seine Stimme gab.

Auch heute noch erzählt Hauptmann gern von den allen Klariertagen. Und wenn er gewiß auch manchen Ueberdramatik dieser Zeiten kühl beäugt, so schämt er sich seiner „Jugendgleiten“ erfreulicherweise durchaus nicht, und niemand hat es nötig, ihm nachdenklich Bofas Worte zuzurufen: „Sagen Sie ihm, daß er soll Klarien fragen für die Träume seiner Jugend, wenn er Mann sein wird.“

Die Stimmung der Klariereit durchgillert ganz auch noch Hauptmanns erstes Buch — das „Promethidenlos“.